

SEIZOUH

DAS URTEIL DER RUNE

Dieses Buch ist all jenen gewidmet,
die etwas geopfert haben,
um ihren Träumen nachzugehen.

Denjenigen, die sich oft allein gefühlt haben,
während sie die Last des Lebens schweigend auf ihren
Schultern getragen haben.

Für jene, die unausgesprochene Kämpfe geführt haben,
ohne Applaus, ohne Verständnis,
ohne jemals ein Wort darüber verloren zu haben.

Für die Menschen,
die irgendwann vergessen haben zu lachen,
weil das Leben ihnen keine Pause gegeben hat
und die Zeit sich trotzdem weitergedreht hat.

Für diejenigen, die selbst nach unzähligen Niederlagen,
weiter an ihre Träume geglaubt haben,
ohne sich jemals für diese Welt verstellen zu müssen.

Für jene, die hinter den Menschen stehen, die sie lieben,
egal, welche Entscheidungen das Leben verlangt.

Und für die, die ihre Familie, ihre Werte, ihre Haltung und
ihr Wissen bewahren und weitergeben werden,
egal, wie sehr sich diese Welt verändert.

Ihr seid der Grund,
warum Hoffnung niemals vollständig verschwindet.

SEIZOUH

DAS URTEIL DER RUNE

FABIANO DOCIMO

© 2026 Fabiano Docimo

Seizouh® Das Urteil der Rune

Teil 1 der Seizouh-Reihe

Autor: Fabiano Docimo

Veröffentlicht durch Famoe Publishing

ISBN: 978-9-403916-91-0

Fabiano Docimo

c/o Autorenglück #43493

Albert-Einstein-Str. 47

02977 Hoyerswerda

www.seizouh.com

info@seizouh.com

Seizouh® ist eine eingetragene Marke von Fabiano Docimo.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Verwertung außerhalb der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechts bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Rechteinhabers.

Dieses Werk ist fiktional. Ähnlichkeiten mit realen Personen oder Ereignissen sind, sofern nicht ausdrücklich gekennzeichnet, zufällig.

Covergestaltung, Illustrationen und Satz: © 2026 Fabiano Docimo.

Autorenfoto: © Weidmann Fotografie, 2026

PROLOG

Die Welt brannte. Marala stand inmitten der Überreste einer Zivilisation, die einst ganze Kontinente beherrscht hatte. Der Himmel war schwarz. Nicht wegen der Nacht. Nicht wegen der Wolken. Asche verdunkelte das Licht der Sonne und fiel wie grauer Schnee auf die Ruinen der Welt. Eine unheimliche Stille lag über dem Land, unterbrochen nur vom Knistern verkohlter Trümmer und dem gelegentlichen Zusammenbrechen brennender Gebäude. Überall lagen die Folgen seiner Entscheidung. Eingestürzte Mauern, zerbrochene Häuser, zerstörte Märkte und viel zu viele Menschen.

Der Geruch von Rauch, Blut und verbrannter Erde lag schwer in der Luft. Am Horizont öffnete sich ein gewaltiger Riss. Mit jeder Sekunde wurde er größer, tiefer und dunkler. Etwas bewegte sich darin. Etwas Fremdes. Etwas, das nicht in diese Welt gehörte und niemals hätte existieren dürfen. Die Finsternis, die durch Maralas Körper floss, war kein Werkzeug mehr. Keine Kraft. Sie war zu einem Teil seines Wesens geworden. Hinter ihm kniete ein alter Mann durchströmt von Staub. Blut lief über sein Gesicht. Seine Kleidung war zerrissen und das Zittern seiner Hände verriet mehr als jedes Wort. Sein Körper drohte nachzugeben, doch er zwang sich, den Kopf zu heben.

»Bitte ...« Das Wort war kaum mehr als ein Hauch. Marala schloss die Augen. Er erinnerte sich an eine andere Zeit. An den Mann, der einst geglaubt hatte, die Welt retten zu können. Damals hatten die Menschen seinen Namen mit voller Hoffnung ausgesprochen. Heute sprachen sie ihn nur noch mit Angst aus.

Der Boden bebte. Ein dumpfes Grollen erschütterte die Erde. Der Riss am Horizont wurde größer.

Überall brach Panik aus.
Schreie durchbrachen die Stille.
Verzweiflung.
Todesangst.

Der alte Mann blickte zu ihm auf, nicht vor Schmerz, sondern vor Entsetzen.

»Du hast die Tore geöffnet ...«
Denn tief in seinem Inneren wusste er, dass er recht hatte.

Dann sah er es.
Ein Licht.
Kaum sichtbar.

Doch anders als alles, was er jemals gesehen hatte, war es rein. Unberührt. Lebendig. Und es kehrte etwas zurück, das Marala längst verloren glaubte.

Furcht.
Sein Fokus blieb auf dem Licht ruhen.
»Also existierst du wirklich ...«
Dann verschlang die Dunkelheit den Himmel.

Dreihundert Jahre lang erinnerte sich die Welt an seinen Namen.

Marala.

Den Mann, der das Jüngste Gericht des Jahres Null entfesselte.



KAPITEL 1

DER KLANG DES BONSHŌ

Heute lag eine merkwürdige Ruhe über dem Land. Die Sonne stand klar am Himmel, der Wind war vollkommen still, und vom Feld her trug die Luft den Geruch frischer Kräuter bis in den Tempel. Jeder Atemzug brachte eine Ruhe mit sich, die ich lange vermisst hatte.

Im Tempel folgten wir festen Abläufen. Es waren kleine, tägliche Handlungen, die den Geist ordnen sollten. Heute vertrieb die Wärme der Sonne jeden düsteren Gedanken. Kaum hatte ich mich gesammelt, sah ich zu meinem Großvater hinüber. Sein langes graues Haar war zu einem lockeren Zopf gebunden. Eine schlichte Brille ruhte auf seiner Nase. Der gepflegte Bart reichte bis auf seine Brust, und die Jahre hatten tiefe Falten in sein Gesicht gezeichnet. Trotz seines Alters besaß er noch immer eine kräftige Statur. Breite Schultern und kräftige Arme ließen erahnen, dass er sein Leben lang trainiert hatte. Selbst im Sitzen strahlte er die Gelassenheit und Präsenz eines erfahrenen Kämpfers aus. Er saß vor den alten Schriftrollen und führte sein Tagebuch. Konzentriert schrieb er Zeile um Zeile nieder, als gäbe es außerhalb dieser Zeichen nichts, das seine Aufmerksamkeit verdiente.

»Guten Morgen, Großvater. Bist du wieder vertieft in deinen Worten?« Er sah auf und lächelte leicht.

»Guten Morgen, Seizouh. Ich hatte einen ungewöhnlichen Traum. Einen, den ich festhalten wollte. Möchtest du eine Tasse Tee mit Congee und Jianbing zum Frühstück, bevor wir unsere tägliche Routine beginnen?« Ich musste grinsen.

»Manchmal frage ich mich, ob du meine Gedanken lesen kannst.«

»Ich bin ja nicht umsonst dein Großvater.« Er lächelte zunächst. Doch das Lächeln verschwand. Als würde sein Blick nicht mich, sondern etwas hinter mir betrachten.

»Großvater?« Er antwortete nicht. Seine Augen verengten sich leicht. Dann wandte er den Kopf zur Seite, als hätte dort etwas seine Aufmerksamkeit erregt, das nur ihm sichtbar war. »Großvater? Ist etwas?« Für kurze Zeit glaubte ich, eine Unruhe in seinem Gesicht zu entdecken, die ich dort noch nie gesehen hatte. Denn in diesem Moment reagierte Großvater auf etwas, das außerhalb meiner eigenen Wahrnehmung lag.

Verletzte Menschen ...

... Blut ...

... Verzweiflung.

Menschen liefen durcheinander. Einige wurden gestützt. Andere lagen reglos auf Tragen. Mitten durch das Chaos taumelte ein Tempelkrieger. Seine beschädigte Rüstung war blutverschmiert, und über seinen Arm lief ein schmaler Blutstrom.

»Bitte ...«, brachte er mühsam hervor. »Ich schaffe es nicht mehr allein ...« Er streckte die Hand aus und brach vor den Stufen des Hospitals zusammen. Großvaters Hand

verharrte in seinem Bart, als hätte ihn die Vision vollkommen unvorbereitet getroffen. Dann schüttelte er den Kopf, als wolle er etwas aus seinen Erinnerungen vertreiben. Als hätte es die Irritation nie gegeben, wirkte er wieder vollkommen gegenwärtig.

»Nichts, Seizouh.« Seine Stimme klang ruhig. Doch irgendetwas an seiner Reaktion ließ mich daran zweifeln, dass er die Wahrheit sagte. Sein Verhalten beschäftigte mich noch, während er sprach. »Nur ein seltsamer Gedanke.« Als er sich erhob, rollte er die Schriftrolle sorgfältig zusammen, band sie mit einem roten Faden und legte sie beiseite. Ich ging bereits in die Küche und goss Tee in zwei Trinkschalen. Das leise Klirren des Tons wirkte beruhigend. Er schöpfte Congee aus dem Topf und füllte zwei mittelgroße Schalen. Manche nannten es schlicht Reisbrei, doch bei Großvater schmeckte selbst das Einfachste außergewöhnlich. Dazu legte er Jianbing, dünne Crêpes, warm und frisch zubereitet.

Es war stets sein Gesetz, dass Körper und Geist nicht getrennt zu betrachten waren. Nahrung war für ihn mehr als Sättigung. Alles, was wir zu uns nahmen, stammte aus eigener Ernte, aus der Erde, die uns trug. Er glaubte fest daran, dass Lebensenergie nur dann im Gleichgewicht blieb, wenn man achtsam mit ihr umging. Er setzte sich mir gegenüber, hielt kurz inne, atmete tief ein und sah mich an. In seinen Augen lagen Gelassenheit und die Aufmerksamkeit eines Mannes, der seine Umgebung niemals aus den Augen verlor.

»Warm und frisch, Seizouh. Lass es dir schmecken, und

verschlinge es nicht ständig wie ein Tier. Genieße den Moment.« Er wusste genau, dass ich alles um mich herum vergaß, sobald ich anfang zu essen. Selbst mit einfachen Zutaten schmeckten seine Speisen einzigartig, und bis heute verstand ich nicht, was er anders machte als alle anderen. Doch während ich aß, ließ mich dieses Grübeln nicht los. An ihm war heute etwas anders. Er wirkte konzentrierter als sonst.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte ich schließlich, doch er zögerte.

»Ich habe Dinge wahrgenommen, die mir Sorgen bereiten. Das Dämonenreich hat erneut versucht, zu uns zu gelangen. Unsere Tempelkrieger haben berichtet, dass Schattenmagier mithilfe einer Barriere unser Land überqueren wollten. Remo konnte sie vertreiben.«

Remo.

Das Kriegeroberhaupt.

Sofort dachte ich an seine tiefe Narbe und sein furchteinflößendes Äußeres. Doch wer ihn kannte, wusste, dass er eine gute Seele hatte. Er beschützte die Guten bis in den Tod, trotz all des Leids und der Verluste, die ihn begleiteten. Ein Teil von mir wünschte sich, nur ansatzweise das zu sein, was er war.

»Aber Großvater, wie kann es sein, dass jemand aus dem Dämonenreich die Kraft und die Möglichkeit hat, unser Land zu überqueren? Ich dachte, das sei unmöglich.«
Er überlegte kurz, als würde er abwägen, wie viel ein Junge verstehen konnte oder verstehen sollte.

»Kindchen, der Lauf des Lebens hat immer gezeigt: Wo Widerstand entsteht, sucht jemand nach einem Weg, ihn zu

durchbrechen ...« Dabei tippte er mit seinem Zeigefinger auf den Tisch und fuhr fort. »Und früher oder später findet sich immer eine Möglichkeit, etwas zu umgehen.« Er senkte den Blick. »Es scheint, als wären wir an so einem Punkt angelangt.« Ich verstand nicht ganz, was er damit meinte. Vielleicht wollte ich es auch gar nicht verstehen. Kurz darauf waren wir mit dem Frühstück fertig. Ich stand auf, nahm die Schalen vom Tisch, spülte sie sorgfältig aus und räumte alles weg.

Großvater blieb sitzen. Obwohl er vor mir saß, hatte ich das Gefühl, dass seine Gedanken an einem ganz anderen Ort waren.

»Großvater, ich habe alles sauber gemacht. Brechen wir auf und beginnen mit dem Training?« Er blinzelte, als wäre er aus einem tiefen Gedanken gerissen worden.

»Ja. Entschuldige. Ich war gerade woanders. Los, machen wir uns auf den Weg.« Wir verließen unsere Zelle, den schlichten Wohnraum des Tempels, und betraten die Trainingsbereiche. Kurz darauf ertönte das Bonshō. Der tiefe Klang durchzog den Tempel und legte sich wie ein unsichtbares Signal über alles. Das Training im Dojo begann.

»Seizouh, geh zu den Tatami. Wir beginnen mit Zhan Zhuang, um deine mentale Standfestigkeit zu trainieren.« Ich verzog das Gesicht.

»Muss das sein? Ich will nicht wie eine Kerze dastehen und warten, bis es vorbei ist ...« Er sah mich streng an.

»Ich will kein Jammern hören. Du musst in jeder Situation, unter jeder Belastung, mentale Standfestigkeit besitzen. Gedanken kommen und gehen, aber du bleibst stehen.

Nur so entwickelst du eine Widerstandsfähigkeit, die du eines Tages brauchen wirst.« Er trat näher. »Stell deine Beine schulterbreit. Geh in die Hocke. Bleib so lange in dieser Position, bis ich dir etwas anderes sage.« Meine Oberschenkel und Schultern brannten, und meine Arme fühlten sich an, als würden Gewichte an ihnen hängen. Schweiß lief über mein Gesicht, es tropfte von meinem Kinn auf die Tatami, und jeder Atemzug fühlte sich an, als müsste ich ihn gegen meinen eigenen Körper erzwingen. Jede Sekunde fühlte sich länger an als die vorherige. Inzwischen kreisten meine Gedanken zurück zu dem Gespräch am Frühstückstisch. Seine sonstige Gelassenheit fehlte. Es wirkte, als hätte er etwas erlebt, über das er nicht sprechen wollte. Ich versuchte, mich auf die Übung zu konzentrieren, doch schon schweiften meine Gedanken erneut zu Remo ab.

Was hat er dort draußen gesehen?

Noch nie zuvor war mir ein Schattenmagier begegnet. Aber allein die Art, wie die Tempelkrieger über sie sprachen, verriet mir, dass selbst sie ihren Namen nicht leichtfertig aussprachen. Großvater so besorgt zu erleben, war selten. Das bedeutete, dass hinter all dem mehr steckte, als ich überhaupt begreifen konnte. Meine Beine brannten mittlerweile so stark, dass ich kaum noch spürte, wie angespannt sie eigentlich waren. Ich presste die Zähne zusammen, hielt die Augen geschlossen und konzentrierte mich nur noch auf meinen Atem.

Einatmen.

Ausatmen.

Dann hörte ich die Stimme meines Großvaters, die mich aus

meiner intensiven Konzentration riss.

»Gut gemacht. Das reicht. Du kannst dich nun aufrichten.« Ich spürte, wie meine Beine nachgeben wollten.

»Na endlich ... Diese Einheit hat sich endlos angefühlt.«

»Vergiss niemals, Seizouh. Wäre es einfach, könnte es jeder. Aber nur diejenigen, die weitermachen, erreichen ihre Ziele. Schmerz bleibt nie für immer. Schmerz vergeht. Deine innere Widerstandskraft jedoch wächst mit jeder Belastung.« Ich stützte die Hände auf die Knie und atmete tief durch.

»Mag ja sein ... aber trotzdem ist es langweilig.« Ich war mir sicher, dass er ganz genau wusste, wovon ich sprach.

»Nun gut. Fahren wir mit den Luohan-Übungen fort. Folge meinen Bewegungen. Kontrolliere deine Atmung, deine Haltung und vor allem den Übergang zwischen den Bewegungen.« Diese Übungen fühlten sich anders an. Nicht wie Stillstand oder wie eine Strafe. Sie zwangen die Körperhaltung zwar ebenfalls unter Spannung, aber auf eine andere Art. Fehler spürte man. Jede unkontrollierte Bewegung verriet sich. Doch genau das liebte ich daran. Bei ständiger Wiederholung wurden die Bewegungen zu einem lautlosen Tanz. Mein Körper bewegte sich von selbst. Vielleicht, weil wir diese Abläufe schon unzählige Male trainiert hatten. Vielleicht aber auch, weil sie sich mittlerweile natürlicher anfühlten als normales Gehen. So selbstverständlich, wie erst den linken Fuß und dann den rechten nach vorne zu setzen.

»Seizouh«, sagte mein Großvater, während er mich beobachtete, »deine Bewegungen fließen mittlerweile wie

Wasser. Von Tag zu Tag werden sie kontrollierter. Man merkt deutlich, dass du Zhan Zhuang nicht ausstehen kannst. Aber bei den Luohan-Übungen freust du dich jedes Mal wie ein kleines Baby.« Er lachte leise und holte eine kleine Pfeife aus seiner Sengyi-Tasche hervor. Und ja ... vermutlich hatte er recht. Im Gegensatz zu dem ewigen Stillstehen fühlte es sich nicht an, als wäre ich gefesselt. Dort drüben, regungslos unter Spannung, arbeitete mein eigener Körper manchmal gegen mich. Hier dagegen war mein Körper endlich kein Käfig mehr. Wenn ich meine Arme anspanne und mit der Faust durch die Luft schlage, spüre ich jeden einzelnen Muskel. Jede Spannung. Jede Bewegung. Für einen kaum wahrnehmbaren Impuls bündelt sich alles in einem einzigen Punkt, bevor ich die Kraft entlade. Wenn ich mich drehe, springe oder einen Kick kontrolliert ausführe und lautlos auf dem Boden lande, durchfährt mich eine Kraft, die sich jeder Beschreibung entzieht. Es war, als strömte etwas durch meinen gesamten Körper.

Warm ... Kraftvoll ... Kontrolliert ...

Und manchmal ...

Manchmal passiert etwas Seltsames ...

Ohne jede Vorwarnung entlud sich die Kraft explosionsartig. Für kurze Zeit fühlte es sich an, als würde etwas in mir erwachen, das weit über meine eigene Kraft hinausging. Es war schon eine Weile her, seit ich das zuletzt so intensiv gespürt hatte. Bewusst versuchte ich, genau diesen Moment erneut hervorzurufen. Diesen kurzen Impuls. Doch jedes Mal fehlte irgendetwas. Kaum erschien es, war es verschwunden. Ich hatte nie verstanden, was der eigentliche

Auslöser dafür war. Vielleicht bildete ich es mir auch nur ein. Großvater hob die Hand und deutete an, dass die Übung beendet war.

»Das reicht für den morgendlichen Ablauf. Wisch dir den Schweiß ab. Danach gehen wir zu den Plantagen, und ich werde dir noch einige Dinge erklären, bevor wir das Mittagessen vorbereiten.« Ich ging zum Fass mit warmem Wasser und wusch mir Gesicht und Oberkörper mit einem Tuch ab. Hinter mir hörte ich, wie mein Großvater seine Pfeife mit Tabak füllte und sie genüsslich anzündete, als hätte er sich bereits den ganzen Morgen auf genau diesen Moment gefreut.

»Großvater, du und dein Tabak seid wirklich unzertrennlich, oder?« Er nahm einen tiefen Zug aus seiner Pfeife, bevor er mich von der Seite ansah. Der Rauch stieg zwischen uns auf und verschwand in der warmen Morgenluft.

»Kindchen«, sagte er schließlich, »ich verlange nicht viel vom Leben. Aber die Sehnsucht nach meinem Tabak lasse ich mir bestimmt nicht nehmen.« Dann hob er mahnend den Finger. »Das heißt allerdings nicht, dass du irgendwann genauso enden solltest wie ich.« Vor Entsetzen schlug ich mir mit der Hand gegen die Stirn.

»Bevor ich freiwillig diesen Gestank einatme, finde ich vorher tausend andere Dinge, die mir mehr Spaß machen.« Großvater schaute mich mit einer gespielten Empörung an, als hätte ich gerade seine gesamte Lebensphilosophie beleidigt. »Du wirst eines Tages verstehen, warum Menschen zu solchen Dingen greifen. Selbst jemand wie ich.« Er nahm die Pfeife aus dem Mund und betrachtete sie kurz.

»Es ist wie mit Sake. Wenn man jung ist, schmeckt er bitter. Erst mit den Jahren versteht man den Geschmack dahinter.« Ich schüttelte nur den Kopf.

»Wenn das wirklich der Grund sein soll, warum Menschen plötzlich anfangen, solche Dinge zu mögen, dann hoffe ich ehrlich gesagt, dass ich niemals alt werde.« Großvater lachte auf. So laut, dass selbst ein paar Vögel aus einem nahen Baum aufflogen.

»Wir sprechen in zehn Jahren noch einmal darüber. Dann erwarte ich eine Entschuldigung von dir, du kleiner Sturkopf.« Ich lachte ebenfalls und folgte ihm den schmalen Wegen entlang Richtung Plantagen. Schon aus der Entfernung erkannte ich zwischen den Orangenbäumen eine junge Frau mit einem großen gelben Strohhut. Neben ihr stand ein großer Korb voller frischer Orangen, deren kräftige Farbe selbst aus der Ferne leuchtete.

»Guten Morgen, Kaelira«, rief mein Großvater. »Du bist ja heute sehr fleißig.« Sie richtete sich leicht auf und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn.

»Guten Morgen, Pelbar«, erwiderte sie lächelnd. »Bei dem Wetter wäre alles andere eine Verschwendung.« Dann sah sie mich an. »Und du, Seizouh? Machst du auch schon deine Morgenrunde?« Sofort spannten sich meine Schultern an. Ich sah verlegen auf den Boden und schob mit meinem Fuß einen kleinen Stein über die Pflasterung.

»Hallo, Kaelira«, murmelte ich etwas verlegen. »Ja ... wir holen nur die Zutaten für unser Mittagessen.« Sie beobachtete mich mit diesem schwer deutbaren Lächeln. Ohne Vorwarnung griff sie in den Korb.

»DANN FANG!«

Eine Orange schoss mit voller Wucht direkt auf mein Gesicht zu. Instinktiv riss ich den Arm hoch und schaffte es gerade noch, die Orange wenige Zentimeter vor meinem Kopf aus der Luft zu fangen. Der heftige Aufprall ließ den Schmerz bis in meine Schulter ausstrahlen. »Die hier kannst du nach dem Essen probieren und mir später sagen, ob sie geschmeckt hat.« Einen Augenblick starrte ich auf die Orange in meiner Hand.

Wenn ich langsamer reagiert hätte ...

... hätte sie mich mitten im Gesicht getroffen.

Ich versuchte trotzdem so auszusehen, als wäre alles vollkommen kontrolliert gewesen.

War doch klar, dass ich sie fange!

Dachte ich möglichst ruhig, während mein Herz immer noch schneller schlug als sonst. Kaelira hob nur eine Augenbraue, als sie merkte, wie ich versuchte, die Situation herunterzuspielen. Großvater warf mir von der Seite einen langen Blick zu, bei dem ich sofort wusste, dass ich irgend-etwas vergessen hatte.

»Seizouh«, sagte er ruhig, aber deutlich genug, »hast du nicht etwas vergessen?« Natürlich musste das jetzt zur Sprache kommen.

»Vielen Dank für die Orange, Kaelira. Ich werde dir sagen, wie sie geschmeckt hat.« Jetzt lächelte sie ehrlich.

»Darauf werde ich warten.« Während wir die Pflasterstraße weiter entlangliefen, warf ich noch einmal einen kurzen Blick zurück. Kaelira stand bereits bei den Bäumen und pflückte Orangen, als wäre nichts gewesen. Links und rechts

der Wege zogen sich die verschiedenen Bereiche unserer Plantagen entlang. Manche Felder lagen offen unter der Sonne, andere befanden sich hinter gewaltigen Gewächshäusern aus Glas und Stein. Er erklärte mir einmal, dass die Heiler, Alchemisten und Zauberer des Tempels dafür sorgen, dass wir jede Art von Nahrung zu jeder Jahreszeit anbauen können. In einigen Gewächshäusern wird das Klima sogar künstlich verändert. Regen, Wärme oder Feuchtigkeit lassen sich dort durch Magie kontrollieren, damit Pflanzen wachsen können, die normalerweise niemals in unserem Land gedeihen würden. Ich beneidete die Zauberer darum und stellte mir vor, wie es wäre, selbst mit einer einfachen Bewegung Feuer aus meinen Händen entstehen zu lassen oder mit bloßer Kraft etwas zu bewegen, das eigentlich unmöglich sein müsste.

Doch Menschen wie ich wurden nicht mit solchen Fähigkeiten geboren. Ich war klein. Nicht besonders kräftig. Nicht außergewöhnlich. Nur jemand, der jeden Tag dieselben Übungen wiederholt und versucht, mitzuhalten. Großvater blieb stehen und schaute in seine Pfeife.

»Verdammt«, murmelte er. »Warum geht mein Tabak eigentlich immer so schnell aus?« Ich musste lachen.

»Vielleicht, weil du Lungen wie ein Drache hast. Kein Mensch zieht so tief an seiner Pfeife wie du.«
Großvater lachte laut auf.

»Da könnte tatsächlich etwas Wahres dran sein.« Er klopfte die Asche aus seiner Pfeife und steckte sie wieder weg. »Komm«, sagte er schließlich. »Wir sind da. Lass uns zum Marktplatz gehen und holen, was wir brauchen.«



KAPITEL 2

DER YASURAGI-MARKT

Ein frischer Duft von Kräutern lag in der Luft, während schon von weitem das Stimmengewirr der Händler, das Lachen spielender Kinder und das Klappern der Münzen an den Marktständen zu hören waren. Ich mochte den Yasuragi-Markt. Nicht nur wegen der Waren oder der Menschen, sondern wegen der Ruhe, die dieser Ort in mir auslöste. Egal, wie anstrengend das Training gewesen war oder wie sehr mir die Arme schmerzten, sobald ich den Markt betrat, fiel ein Teil dieser Last von mir ab. Überall begegneten mir lächelnde Gesichter. Ein alter Händler diskutierte lachend mit einer Kundin über den Preis von Gewürzen. Kinder jagten zwischen den Ständen hindurch und wurden von ihren Eltern zurückgerufen. Aus einer Garküche stieg der Duft von gebratenem Gemüse auf. Nicht jeder schien zu erkennen, wie besonders solche Tage waren. Doch nicht alle Gespräche drehten sich um die Waren des Tages. Zwei Händler diskutierten leise über verschwundene Reisende, während eine ältere Frau behauptete, sie habe nachts seltsame Lichter am Waldrand gesehen. Andere winkten nur ab und nannten es Tempelgerede. Doch selbst wenn niemand offen darüber sprach, lag eine kaum greifbare Nervosität über dem Markt. Frieden fühlte sich selbstverständlich an.

Bis zu dem Augenblick, in dem er verschwand. Während Großvater seine Einkäufe erledigte, beobachtete ich aus den Augenwinkeln, wie er versuchte, etwas Tabak unauffällig in seiner Tasche verschwinden zu lassen. Als hätte ich es nicht längst bemerkt. Seit Jahren spielte sich dieselbe Szene ab. Er tat so, als würde ich es nicht bemerken, und ich tat so, als würde ich ihm glauben. Doch wenn ich ehrlich bin, gab es etwas, das ich am Yasuragi-Markt noch mehr liebte.

Kenzo.

Der Hüter der Überlieferung.

Wann immer er in unser Dorf kam, versammelten sich die Menschen um ihn. Manche wegen seiner Geschichten. Andere wegen seiner Weisheiten. Und einige vielleicht deshalb, weil seine Anwesenheit an längst vergangene Zeiten erinnerte. Im Zentrum des Marktes entdeckte ich ihn sofort. Unter dem großen Kirschbaum hatte er bereits seinen hölzernen Bilderrahmen aufgebaut. Wie an jedem Markttag saßen Kinder vor ihm auf dem Boden. Einige im Schneidersitz, andere auf den Knien. Voller Erwartung hofften sie, dass Kenzo wieder etwas Besonderes mitgebracht hatte. Während ich mich auf den Weg zu ihm machte, hörte ich die Stimme eines Tabakhändlers.

»Das macht hundert Rin. Und weitere hundert Rin für die Vanille-Sorte.« Ich drehte mich nach der Stimme um. Großvater stand am Tabakstand und hielt zwei prall gefüllte Baumwolltaschen in den Händen.

»Während du weiter einkaufst, höre ich mir an, was Kenzo diesmal zu erzählen hat«, rief ich ihm zu. »Und wenn du schon Tabak in deine Taschen schmuggelst, dann wenig-

tens so, dass ich es nicht mitbekomme. Das Zeug stinkt fürchterlich.« Er zog die Stirn zusammen. »Dir entgeht wohl auch gar nichts, Kleiner.« Trotz seiner Worte konnte ich sehen, wie sich die Anspannung aus seinem Gesicht löste. »Ich hole noch die restlichen Zutaten und komme dann nach.« Je näher ich dem Kirschbaum kam, desto mehr verblasste die Welt um mich herum. Vielleicht lag es aber auch an Kenzo. Er schaffte es jedes Mal, alles andere in den Hintergrund treten zu lassen. Als ich ihn erreichte, hatte er bereits begonnen. In seiner ausgestreckten Hand lagen eine Rin, eine Sen und sogar eine Rei. Das Sonnenlicht spiegelte sich auf den Münzen, sodass sie bei jeder kleinen Bewegung aufblitzten. Die Kinder vor ihm verfolgten jede seiner Gesten mit einer Hingabe, als hinge alles von seinen nächsten Worten ab. Ich stellte mich etwas abseits unter den Kirschbaum. Ein leichter Wind bewegte die rosafarbenen Blüten über uns. Einige Blätter lösten sich von den Ästen und tanzten langsam zu Boden.

Kenzo schloss die Augen. Selbst das Stimmengewirr des Marktes schien für einen Moment leiser zu werden.

»Sagt mir«, begann er mit kontrollierter Stimme, »welche dieser Münzen ist die wertvollste?« Sofort schossen mehrere Hände in die Höhe.

»Die Rei!«, riefen mehrere Kinder gleichzeitig. Ein leises Lächeln erschien auf Kenzos Gesicht.

»Das dachte ich mir.« Er hob die goldene Rei etwas höher. »Wenn ich diese Münze verliere? Was geschieht dann?«

»Dann seid ihr ärmer!«, antworteten die Kinder.

»Das stimmt.« Er ließ die Rei wieder in seine Hand sin-

ken. »Vielleicht müsst ihr länger arbeiten. Vielleicht müsst ihr auf etwas verzichten. Doch eines Tages könnt ihr eine neue Münze verdienen.« Nun hielt er die geschlossene Hand vor seine Brust. »Doch was geschieht, wenn ein Mensch seine Dankbarkeit verliert? Seinen Anstand? Seine Bereitschaft, anderen zu helfen?« Die Kinder schwiegen. Auch die Erwachsenen hörten aufmerksam zu.

»Eine Rei kann euch ein warmes Bett kaufen«, fuhr Kenzo fort. »Eine Sen kann euren Hunger stillen. Eine Rin kann euch einen Apfel bringen.« Er sah sich in der Menge um. »Aber keine Münze dieser Welt kann euch einen guten Charakter schenken.« Er öffnete langsam seine Hand. »Denn wahrer Reichtum liegt nicht in dem, was ihr besitzt.« Kurze Stille. »Sondern in dem, was ihr seid, wenn niemand hinsieht.« Die Kinder blickten ihn nachdenklich an. Kenzo lächelte. »Und genau diesen Schatz müsst ihr euch selbst erschaffen.« Einige Kinder nickten. Andere blickten auf ihre Hände, als würden sie über seine Worte nachdenken. Genau deshalb mochte ich Kenzo. Er erzählte nie nur Geschichten. Er brachte Menschen dazu, über Dinge nachzudenken, die sie normalerweise übersahen. Vielleicht war das der Grund, warum selbst Erwachsene stehen blieben, wenn er sprach. Da legte sich eine Hand auf meine Schulter.

»Da bist du ja.« Ich musste nicht einmal hinsehen, um zu wissen, wer es war. »Ach, Kenzo und seine nie enden wollenden Erzählungen.« Großvater stellte sich neben mich. »Wenn er so weitermacht, sitzen die Kinder morgen früh noch hier.« Ich wollte gerade antworten, als seine

Stimme verstummte. Irgendetwas stimmte nicht. Er ließ den Blick über die Stände gleiten. Zwischen den Menschen bewegte sich eine Frau auf uns zu. Sie trug einen langen Mantel, dessen Kapuze tief in ihr Gesicht gezogen war. In ihrer rechten Hand hielt sie einen goldenen Stab, dessen Oberfläche mit feinen Symbolen verziert war.

»Zayumi«, sagte er leise. Als die Frau näher kam, schlug sie ihre Kapuze zurück. Langes blondes Haar fiel über ihre Schultern. Normalerweise wirkte Zayumi selbst in schwierigen Zeiten ruhig und gefasst. Heute nicht.

Noch bevor sie ein Wort sagte, fühlte sich der eben noch friedliche Yasuragi-Markt plötzlich nicht mehr so unbeschwert an. »Na sieh mal einer an«, sagte Pelbar und trat einen Schritt auf sie zu. »Ich habe dich schon eine ganze Weile nicht mehr im Tempel gesehen.« Doch noch während er sprach, bemerkte ich ihre Tränen. Nicht viele. Nur ein feiner Schimmer. Aber genug, um mich misstrauisch werden zu lassen. Pelbar bemerkte es ebenfalls. Seine Stimme wurde sofort ernster. »Ist alles in Ordnung, Liebes?« Zayumi schluckte schwer.

»Pelbar ... ich komme direkt aus dem Tempelhospital. Ich musste mehrere Tempelkrieger behandeln.« Der Lärm des Marktes war noch immer da. Menschen lachten. Händler riefen ihre Angebote aus. Irgendwo spielte ein Kind mit einer Holzflöte. Trotzdem schien die Welt um uns herum leiser zu werden.

»Was ist passiert?«, fragte Pelbar.

»Irgendetwas ist außerhalb des Tempels am Waldrand geschehen.« Pelbars Gesicht verhärtete sich.

»Remo hat mir heute Morgen erzählt, dass Schattenmagier unsere äußeren Barrieren durchbrechen konnten. Wie ist das möglich?« Zayumi antwortete nicht sofort. Stattdessen sah sie mich an.

»Seizouh.« Ich richtete mich automatisch etwas auf. »Du bist groß geworden. Das letzte Mal, als ich dich behandelt habe, hattest du dir beide Knie aufgeschlagen.« Sofort wusste ich, welchen Tag sie meinte. Ich war damals über einen Zaun geklettert, den ich niemals hätte hochklettern dürfen. Die Landung hatte deutlich schlechter funktioniert als geplant. »Du warst schneller mit deinen Händen als mit deinen Füßen.« Ich kratzte mir verlegen am Hinterkopf.

»Das klingt leider ziemlich nach mir.« Doch das kurze Aufatmen verging genauso schnell, wie es gekommen war. Zayumis Gesicht wurde erneut ernst.

»Die Verletzten sprechen von verschwundenen Reisenden. Die Wunden sind ungewöhnlich. Unsere Heiltränke haben kaum gewirkt. Wir mussten Heilmagie einsetzen.« Pelbar schwieg, also sprach sie weiter. »Die Haut um die Verletzungen war unnatürlich kalt. Die betroffenen Stellen wurden grau, während sich schwarz-violette Adern unter der Haut ausbreiteten. Die Augen einiger Verletzter verfärbten sich ebenfalls.« Pelbar starrte einen Moment in die Ferne. Als würde er sich an etwas erinnern. An eine Erinnerung, die er lieber vergessen hätte.

»Heute Morgen hatte ich während meiner Meditation eine Vorahnung. Ich habe eine Vermutung, was hier geschieht.« Seine Worte trafen mich härter als erwartet. Nicht wegen der Vermutung. Sondern weil Großvater normaler-

weise nie Vermutungen aussprach. Er sprach erst dann, wenn er sich sicher war. »Darf ich die Verletzten sehen?« Zayumi nickte.

»Natürlich.« Die vollgepackten Einkaufstaschen wurden mit jedem Schritt schwerer. Vor wenigen Minuten hatte ich noch Kenzos Geschichten gelauscht. Jetzt lief ich hinter einer Heilerin und meinem Großvater her, während irgendwo im Wald etwas Schreckliches geschehen war, das selbst erfahrene Krieger verstört hatte. Ich fragte mich, ob die Erzählungen über das Dämonenreich vielleicht mehr waren als bloße Legenden. Das Tempelhospital lag nur wenige Gehminuten vom Markt entfernt, doch der Weg kam mir länger vor als sonst.

Als wir die letzten Gebäude hinter uns ließen, blieb Großvater plötzlich stehen. Seine Augen weiteten sich. Derselbe Ausdruck kehrte auf sein Gesicht zurück. Dieselbe Unruhe, die ich bereits zuvor bemerkt hatte.

»Großvater?« Dann hörten wir es.

Rufe.

Verzweifelte Rufe.

Menschen liefen vor dem Tempelhospital durcheinander. Einige blickten immer wieder den Weg hinunter, der aus Richtung des Waldrands führte. Und dann sah ich ihn. Einen Tempelkrieger. Seine Rüstung war beschädigt. Blut lief über seinen Arm. Er taumelte über den Platz.

»Bitte ...«, brachte er mühsam hervor. »Ich schaffe es nicht mehr allein ...« Er streckte die Hand aus. Mitten im nächsten Schritt brach er vor den Stufen des Hospitals zusammen.

»Aus dem Weg!«, rief sie und rannte los. Großvater bewegte sich nicht. Er beobachtete den Krieger völlig regungslos. Fast wirkte es, als hätte er mit genau diesem Anblick gerechnet. Dann setzte er sich ebenfalls in Bewegung. Einige Menschen redeten hektisch durcheinander. Andere standen reglos da und starrten nur zur Eingangstür des Tempelhospital. Als sie Pelbar erkannten, wichen sie zur Seite. In ihren Gesichtern stand dieselbe Frage geschrieben.

Was ist passiert?

Doch niemand sprach sie laut aus. Wir betraten das Tempelhospital. Sofort schlug mir der vertraute Geruch von Heilkräutern entgegen. Normalerweise mochte ich diesen Geruch. Er erinnerte mich daran, dass Menschen hier gesund wurden. Heute war es anders. In den Duft der Heilkräuter mischte sich etwas Fremdes, das hier nicht hingehörte. Zayumi führte uns zu einer steinernen Treppe.

»Die Schwerverletzten liegen unten.« Ich bemerkte die Anspannung in ihrer Stimme. Wir stiegen hinab. Mit jeder Stufe wurde der unangenehme Geruch stärker. Als wir den Behandlungsraum erreichten, blieb ich unwillkürlich stehen. Mehrere Krieger lagen auf einfachen Betten. Einige waren bei Bewusstsein. Andere starrten regungslos an die Decke. Doch meine Aufmerksamkeit galt sofort ihren Wunden. Sie waren nicht rot. Nicht blutig. Die Haut hatte eine schwarz-violette Färbung angenommen, die sich wie dunkle Adern über ihre Körper zog. Es sah aus, als würden sich die Verfärbungen bewegen. Ich blinzelte. Natürlich bewegten sie sich nicht. Und trotzdem fühlte sich alles daran falsch an. Der Geruch wurde stärker. Er erinnerte an ver-

dorbenes Fleisch. Ich hatte bereits viele Wunden gesehen. Trainingsunfälle. Brüche. Schnittwunden. Aber so etwas noch nie. Neben mir blieb Pelbar stehen. Das Blut wich aus seinem Gesicht.

»Das darf nicht wahr sein.« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Mit Verletzten hatte ich gerechnet. Aber nicht mit solchen Wunden. Solche Verletzungen habe ich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen.« Das ließ mich sofort zu ihm aufsehen.

Seit sehr langer Zeit?

Er kannte sie. Und er wirkte erschüttert.

»Diese Merkmale kenne ich nur durch die Nutzung besonderer Schriftrollen.« Er schüttelte langsam den Kopf. »Wie ist das möglich?« Zayumi trat an eines der Betten. Sofort begann sich eine sanfte grüne Aura um sie zu bilden. Das Licht spiegelte sich auf den Steinwänden des Raumes und verdrängte für einen kurzen Moment die bedrückende Atmosphäre. Ein warmes, sanftes Weiß erfüllte ihre Augen. Nicht unheimlich. Sondern voller Ruhe. Als würde eine höhere Kraft durch sie wirken. Sie legte ihre Hand über die Verletzung. Das Licht wurde stärker. Die dunklen Verfärbungen begannen zu verblassen. Zentimeter für Zentimeter. Bis schließlich nichts mehr davon übrig blieb. Nicht einmal eine Narbe. Sie reichte ihm ein Glas Wasser.

»Hier.« Ihre Stimme war wieder sanft. »Trinkt etwas. Ihr braucht euch keine Sorgen mehr zu machen.« Er nahm das Glas mit zitternden Händen entgegen und trank mehrere Schlucke. Dann sah er zu Pelbar auf. Ich bemerkte, wie schwer ihm jedes einzelne Wort fiel.

»Wir fanden am Waldrand einen verlassenen Wagen. Wir wollten herausfinden, ob jemand in der Nähe war.« Seine Finger umklammerten das Glas. »Dann kam der Nebel.« Ich spürte, wie sich meine Nackenhaare aufstellten.

»Nebel?« Er nickte.

»Aber nicht normaler Nebel.« Seine Stimme zitterte. »Er kroch über den Boden. Als würde er etwas suchen.« Selbst Zayumi hörte nun schweigend zu. »Und dann erschien diese Gestalt. Vollständig verhüllt. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen.« Er wirkte, als erlebe er die Szene erneut. »Aber ich hörte ihre Stimme.«

»Was hat dieses Wesen gesagt?«, fragte Pelbar.

»Ich weiß es nicht. Ich konnte die Worte nicht verstehen. Aber ich weiß noch, wie sie sich angefühlt haben. Es war, als griffe etwas nach uns.« Ich spürte eine Gänsehaut auf meinen Armen. »Als hielt uns etwas fest, das wir nicht sehen konnten.« Nicht die Angst vor einer Prüfung. Nicht die Angst davor, zu versagen. Sondern die Angst vor etwas, das ich nicht verstand. Und tief in meinem Inneren ahnte ich, dass dies erst der Anfang war.

Wir hörten dem Tempelkrieger noch eine Weile zu. Jedes Detail machte die Geschichte schlimmer. Der Nebel. Die Stimme. Die Gestalt. Nichts davon ergab für mich einen Sinn. Gerade das blieb in mir hängen. Pelbar wurde immer stiller. Normalerweise stellte er Fragen. Dieses Mal hörte er nur zu. Als suchte er nach einem Hinweis, der zwischen den Worten verborgen lag. Mit einem Schlag wurde die Tür aufgerissen. Mehrere Köpfe fuhren herum.

»Zayumi!« Ich erkannte die Stimme sofort. Kaelira.

Außer Atem blieb sie im Türrahmen stehen. Einige Haarsträhnen hatten sich aus ihrem Zopf gelöst. Ihr Brustkorb hob und senkte sich schnell, als wäre sie den ganzen Weg hierher gerannt. Ihr Gesichtsausdruck gefiel mir nicht. Sie war nicht leicht aus der Ruhe zu bringen.

»Die Bewohner haben mitbekommen, was passiert ist. Die Gerüchte verbreiten sich im ganzen Tempel.« Zayumi trat einen Schritt auf sie zu.

»Was erzählen sie?«

»Alles Mögliche.« Kaelira atmete tief durch. »Verletzte Reisende. Dunkle Magie. Schattenmagier. Manche behaupten sogar, die äußeren Barrieren wären gefallen. Die Menschen haben Angst.« Sie sah zu Pelbar. »Sie wollen Antworten.« Pelbar richtete sich langsam auf. Es war nur eine kleine Bewegung. Und doch schien sich die Stimmung schlagartig zu verändern. Noch vor wenigen Minuten war er einfach Pelbar gewesen. Mein Großvater. Der Mann, der ständig Tabak in seine Taschen schmuggelte und sich anschließend darüber wunderte, dass ich es bemerkte. Jetzt stand vor mir der Tempelälteste. Der Mann, auf den sich alle verließen. Der Mann, dessen Worte Gewicht hatten.

»Hört mir zu.« Seine Stimme war ruhig. Trotzdem verstummten alle Anwesenden. »Remo konnte heute Morgen bereits eingreifen und Schlimmeres verhindern. Trotzdem haben die Bewohner Angst. Das ist verständlich.« Pelbar verschränkte die Arme. »Aber Angst ist ein schlechter Ratgeber. Wir wissen noch nicht genug.« Ich bemerkte, wie selbst Zayumi aufmerksam zuhörte. »Lasst uns die Situation erst verstehen, bevor wir Antworten geben, die auf Ver-

mutungen beruhen.« Niemand widersprach. Weil jeder wusste, dass er recht hatte. Trotzdem löste sich die Spannung nicht. Sie hing zwischen uns, obwohl niemand mehr sprach. »Was ich sagen kann, ist, dass wir im Moment nicht unmittelbar in Gefahr sind.« Ich beobachtete sein Gesicht. Seine Stimme war fest. Doch seine Augen verrieten etwas anderes. Einen Gedanken, den er vor den anderen verbarg. Ich glaubte Furcht in seinen Augen zu erkennen. Kaelira schien es nicht bemerkt zu haben. Zayumi vielleicht. Ich hingegen konnte den Gedanken nicht mehr loswerden.

Wenn selbst Großvater Angst hatte ...

Wie ernst war die Situation dann wirklich?

Meine Aufmerksamkeit galt den verletzten Tempelkrieger. Den schwarz-violetten Wunden, die eben noch ihre Körper bedeckt hatten. Den erschöpften Gesichtern. Dabei musste ich an den Markt denken. An die lachenden Kinder. An Kenzos Geschichten. An die Händler. Es fühlte sich an, als läge eine Ewigkeit zwischen diesem Moment und dem Augenblick, in dem ich noch unter dem Kirschbaum gestanden hatte. Dabei war kaum eine Stunde vergangen. Es genügte ein einziger Augenblick, um die Welt zu verändern.

Pelbar schwieg einen Moment. Er schien seine Gedanken zu ordnen. Dann setzte er sich langsam auf einen freien Stuhl in der Nähe des Fensters. Aus seiner Sengyi-Tasche zog er seine Pfeife hervor, stopfte etwas Tabak hinein und entzündete sie. Der vertraute Geruch breitete sich aus. Normalerweise hätte ich mir sofort die Nase zugehalten. Heute tat ich es nicht. Meine Gedanken waren woanders. Selbst Großvater musste nachdenken, bevor er handelte. Er nahm einen

tiefen Zug. Dann stand er wieder auf.

»So. Ich habe mir nun ein Bild von der Situation gemacht.« Er wandte sich Kaelira und Zayumi zu. »Ihr beide begleitet uns zum Tempel.« Zayumi wollte etwas sagen, doch Pelbar hob die Hand. »Keine Diskussion. Ihr habt den ganzen Vormittag gearbeitet und Menschen geholfen. Jetzt müsst ihr selbst etwas essen und zu Kräften kommen.« Zayumi senkte leicht den Blick.

»Danke, Pelbar.«

»Außerdem gibt es noch einiges, das ich nachschlagen möchte.« Diese Worte ließen mich aufhorchen. Noch immer fehlten die Antworten. Was blieb, waren Hinweise. »Ich habe eine Vermutung.« Mehr sagte er nicht. Er sprach selten über etwas, solange er sich nicht sicher war. »Das Geschehene können wir jetzt ohnehin nicht ändern. Wichtig ist, dass alle versorgt wurden. Jetzt brauchen wir einen klaren Kopf.« Pelbar zeigte auf die beiden vollgepackten Einkaufstaschen. »Seizouh.« Ich wusste sofort, was jetzt kam. »Du trägst die Taschen. Dann kannst du dich wenigstens nützlich machen. Oder möchtest du etwa, dass die Frauen sie tragen?« Ich murmelte genervt vor mich hin.

»Nein, ich übernehme das schon.« Während Kaelira leise lachte, hob ich die Taschen an. Sie waren schwerer, als sie aussahen. »Was hast du da überhaupt alles gekauft?« Großvater schmunzelte.

»Wichtige Dinge.« Ich verdrehte die Augen.

»Das sagt mir überhaupt nichts.« Sein Schmunzeln wurde etwas breiter.

»Dann sind sie wohl besonders wichtig.« Selbst nach